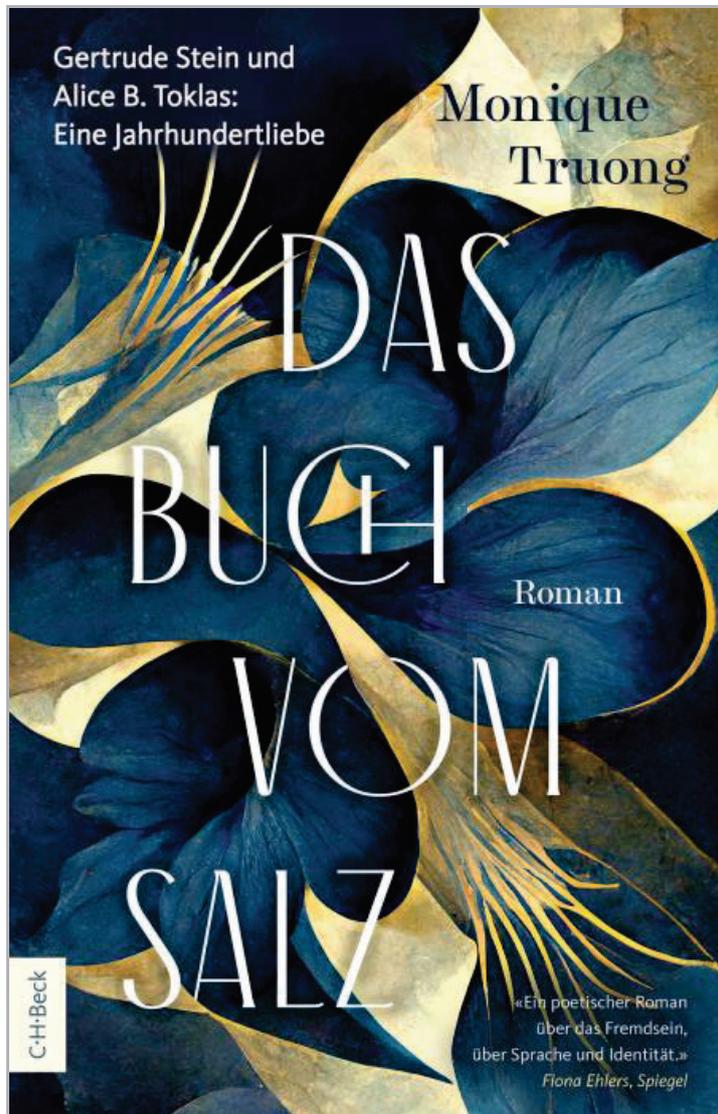


Unverkäufliche Leseprobe



Monique Truong
Das Buch vom Salz
Roman

2024. 335 S.
ISBN 978-3-406-82250-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36968530>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Monique Truong
Das Buch vom Salz

Ein Satz aus dem «Alice B. Toklas Cook Book» inspirierte Monique Truong zu ihrem Roman über den vietnamesischen Koch von Gertrude Stein und Alice B. Toklas in Paris. Fünf Jahre hat er als Koch in der berühmten Wohnung Rue de Fleurus 27 gelebt, wo Alice B. Toklas und Gertrude Stein die Helden der Lost Generation zum Tee empfangen, hat ihre Rituale und Gewohnheiten beobachtet, ihre Verrücktheiten und ihre Genialität.

Monique Truong erzählt in einem reichen, klugen und sinnlichen Stil, intelligent und spannungsreich verwoben, die Geschichte von Binh und den «Steins», sie führt uns zurück zu Binhs Jugend im kolonialen Vietnam, seiner Zeit auf See, seinen Versuchen, in Paris Fuß zu fassen. Dabei ist Binh, der Erzähler, dessen Liebe zu Männern ihn seine Heimat fliehen ließ, ein ebenso anrührender wie nicht ganz zuverlässiger Berichterstatter. Wunderschön und doppelbödig geschrieben, ist «Das Buch vom Salz» – dem Salz in den Speisen, im Meer, in den Tränen gewidmet – ein Fest der Sinne und des Erzählens.

Monique Truong, geboren 1968 in Saigon, veröffentlichte u.a. die Romane «Das Buch vom Salz» (2004), «Bitter im Mund» (2010) und «Sweetest Fruits» (2020). Sie hat zahlreiche Literaturpreise erhalten und lebt in New York.

Barbara Rojahn-Deyk arbeitet seit 1986 als literarische Übersetzerin aus dem Englischen. Für C. H. Beck übersetzte sie u. a. Bücher von John Bayley, Anthony Doerr, Ben Faccini, Shena Mackay und Paul Broks.

Monique Truong

Das Buch vom Salz

Roman*****

Aus dem Englischen
von Barbara Rojahn-Deyk

C. H. Beck

Die Übersetzung aus dem Englischen wurde
mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt
durch die Gesellschaft zur Förderung der Literatur
aus Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.

Titel der Originalausgabe: «The Book of Salt»
erschienen bei Houghton Mifflin Company, Boston/New York 2003
Copyright © 2003 by Monique T. D. Truong

1. Auflage im Taschenbuch 2024
Die deutsche Übersetzung des Romans erschien
erstmal 2004 in gebundener Form.

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C. H. Beck oHG. München 2004
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses
Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Gesetzt aus der Joanna MT im Verlag C. H. Beck
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Umschlaggestaltung: geviert.com, Andrea Wirl
Umschlagabbildung: © Bisums, shutterstock
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 82250 6



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Für meinen Vater, einen Reisenden,
der endlich heimgekehrt ist.*****

Es war sicherlich Glück, daß wir gute Köche fanden,
auch wenn sie in anderer Hinsicht so ihre Schwächen
hatten. Gertrude Stein wies mich gern darauf hin, daß
sie nicht für uns arbeiten würden, wenn sie solche
Fehler nicht hätten.

***** Alice B. Toklas

1 *

Von jenem Tag besitze ich zwei Photographien und natürlich meine Erinnerungen.

Wir waren mehr als drei Stunden zu früh an der Gare du Nord angekommen. Schließlich hatten wir eine ungeheure Menge von Koffern, normale und auch Schrankkoffer. Zweimal mußten wir mit dem Taxi von der Wohnung zum Bahnhof fahren, bis alles an Ort und Stelle war. Eine kleine Gruppe Photographen, die sich zu diesem Ereignis zusammengefunden hatte, bot sich an, die erste Ladung zu bewachen, während wir in die Rue de Fleurus zurückkehrten, um noch mehr zu holen. Meine Mesdames nahmen das Angebot, ohne zu zögern, an. Sie hatten ein geradezu blindes Vertrauen zu Photographen. Photographen, so glaubten meine Mesdames, verwandelten eine Gelegenheit in ein Ereignis. Ihre Anwesenheit signalisierte, daß Bedeutung und Ruhm gekommen waren und sich an den Händen hielten. Ihre aufblitzenden Kameras hatten, wie das strahlende Lächeln lange verloren geglaubter Freunde, rasch das kollektive Herz meiner Mesdames erwärmt. Eher wie Freunde, die zu neu sind, um ihnen zu trauen, hatte ich gedacht. Ich war inzwischen seit einem halben Jahrzehnt bei meinen Mesdames. Die Photographen waren nicht von Anfang an dagewesen. Aber als die Vorbereitungen für die Reise begannen, kamen sie zum Eingang der Rue de Fleurus 27 geschwärmt wie die Honigbienen. Es war leicht zu verstehen, warum meine Mesdames die Beziehung zu ihnen pflegten. Jedem Besuch eines Photographen folgte unweigerlich ein Brief, der einen Zeitungs- oder Zeitschriftenausschnitt enthielt, in dem die Namen meiner Mesdames mit einem Heiligenschein aus roter Tinte eingekreist wa-

ren. Die Ausschnitte, von denen jeder einzelne sorgfältig mit einem erhitzten Bügeleisen geglättet worden war, besonders wenn ein Kniff im Papier gedankenlos die Gesichter meiner Mesdames getroffen hatte, wanderten augenblicklich in ein Album mit einem grünen Ledereinband. «Grün ist die Farbe des Neides», erklärten mir meine Mesdames. Bei diesen Worten schossen wissende Blicke zwischen ihnen hin und her. Was sie ausdrückten, kann man nur als Schadenfreude bezeichnen. Meine Mesdames verständigten sich miteinander auf geheimnisvolle Weise, aber nach all den Jahren in ihrer Gesellschaft kannte ich den Schlüssel. «Grün» bedeutete, daß sie verzweifelt auf diesen Tag gewartet hatten und es müde waren, ihn bei Freunden und entfernten Bekannten eintreten zu sehen; daß das Album von Anfang an dagewesen war, ungeduldig, aber den rechten Augenblick abwartend; daß sie es jetzt voll freudiger Erregung mit Familienphotographien der alleröffentlichsten Art füllten. «Grün» stand nicht mehr für ihren eigenen Neid, sondern für den anderer Leute.

Ich weiß, es ist vielleicht schwer zu glauben, aber es bedurfte des Eintreffens der Photographen, um mir klarzumachen, daß meine Mesdames nicht, wie soll ich sagen, wirklich meine waren; daß sie einem Land angehörten, größer als alle, in denen ich je gewesen war, daß seine Menschen das Recht hatten, die beiden als zu ihnen gehörig mit Freuden an sich zu ziehen. Natürlich war die Rue de Fleurus 27 immer voller Gäste gewesen, aber das war etwas anderes. Meine Mesdames empfangen gern Gäste, aber sie sahen sie auch gern wieder gehen. Viele waren in der Hoffnung gekommen, auf Dauer einen Platz am Teetisch meiner Mesdames zu erhalten, aber ich wußte jedesmal, daß sie nach der dritten Kanne würden gehen müssen. Mich mußten meine Mesdames bezahlen, damit ich in der Nähe blieb. Ich habe das immer für eine köstliche Ironie gehalten. Mit den Photographen jedoch begann etwas Neues. Dieser

letzte Schwung von Bewunderern war äußerst anspruchsvoll und absolut untröstlich. Sie gaben sich, wie ich fassungslos feststellen mußte, nicht damit zufrieden, an die Tür der Rue de Fleurus 27 zu klopfen und höflich Einlaß zu begehren, um eine Tasse Tee zu trinken. Nein, die Photographen wollten, daß meine Mesdames mit ihnen fortgingen, die Rue de Fleurus hinter sich ließen, das Haus mit einem Schlüssel abschlossen. Alles, woran ich an jenem Tag auf der Gare du Nord denken konnte, waren die Blitze der Photoapparate und wie sie aufgehört hatten, mich zu erschrecken. Es war Licht, das vorgab zu erhellen, aber in Wahrheit die Absicht hatte zu blenden. Blitze vor einem heranjagenden Gewitter, hatte ich gedacht. Aber ich nehme an, das war die Befürchtung des Seemanns, die aus mir sprach. Meine letzte richtige Ozeanüberquerung lag elf Jahre zurück. Was meine Mesdames betraf, war sie über dreißig Jahre her. Für sie war das Meer nur eine Erinnerung, eine beruhigende weite Fläche zwischen hier und dort. Für mich war es lebendig und kampflustig, und es erinnerte mich daran, daß Entfernung nicht an der riesigen Ausdehnung des offenen Meeres gemessen werden kann, sondern daß diese erst der Anfang war.

Als meine Mesdames begannen, sich auf die Reise vorzubereiten, hatten sie Basket und Pépé mitnehmen wollen. Die SS Champlain war gern bereit, Hunde und die verschiedenartigsten Haustiere unterzubringen, solange sie von einem erster Klasse reisenden Besitzer begleitet wurden. Das Problem war jedoch Amerika. Kein Hotel, zumindest keins auf ihrer Reiseroute, wollte Reisegefährten von der vierbeinigen Art akzeptieren. Die Diskussion war für kurze Zeit tränenreich, vor allem aber kurz gewesen. Meine Mesdames waren in den letzten Jahren praktisch geworden. Selbst der Gedanke, daß ihr geliebter Pudel und ihr ebenso geliebter Chihuahua winselnd oder – im Falle des Chihuahuas – kläffend viele Monate, wenn nicht Jahre lang in Paris schmachten müßten, selbst der konnte ihre Heim-

reise nicht aufschieben. Das Verhältnis zwischen mir und den Hunden, dem Pudel Basket insbesondere, war keinesfalls von Zuneigung geprägt. Meine Mesdames hatten den Pudel im Frühjahr 1929 in Paris auf einer Hundeschau gekauft. Später im Jahr wurde auch ich ein Mitglied des Haushalts in der Rue de Fleurus. Ich habe immer den Verdacht gehabt, daß die zeitliche Nähe unserer Ankunft der Grund dafür war, daß sich dieses Tier mir gegenüber so schlecht benahm. Eifersucht ist schließlich etwas Instinktives. Meine Mesdames bestanden darauf, Basket jeden Morgen in einer Lösung aus Schwefelwasser zu baden. Auf der ganzen Welt hätte es keinen saubereren Hund geben können. Oft hielten Besucher in der Rue de Fleurus mitten im Satz inne, um Baskets Fell und dessen rosa, an rohes Kalbfleisch erinnernden Farbton zu bewundern. Zuerst dachte ich, es wäre das Schwefelwasser, das die Farbveränderung beim lockigen weißen Fell Seiner Hoheit bewirkt hätte. Doch dann wurde mir klar, daß Basket einfach die Haare ausgingen, daß seine Wurstpellenhaut inzwischen durchschien – eine peinliche Peep-Show, an der zweifellos seine morgendlichen Bäder die Schuld trugen. Bald begannen meine Mesdames damit, Basket kleine, capeähnliche Mäntelchen anzuziehen, wenn Gäste da waren.

Ich konnte mich selbst waschen und anziehen, vielen Dank. Obwohl ich, wie Basket, ebenfalls eine Reihe von Bewunderern hatte. Nun gut, vielleicht auch nur ein oder zwei. Pépé, der Chihuahua, dagegen war klein und abstoßend. Er war kaum ein Hund, bestand bloß aus Augen und einer nassen kleinen Nase. Pépé hätte keine Bewunderer haben sollen, aber wie Basket war auch er ein schönes Beispiel dafür, wie die Zuneigung meiner Mesdames gelegentlich dem Falschen galt. Natürlich baten mich meine Mesdames, sie zu begleiten. Stellen Sie sich vor, sie hätten Basket und Pépé eingeladen und mich nicht. Ausgeschlossen! Bedenken Sie, wir waren inzwischen mehr als ein halbes Jahrzehnt zusammengewesen. Ich hatte sie auf allen ih-

ren Reisen begleitet, obwohl das in Wirklichkeit nur hieß von Paris in ihr Sommerhaus in Bilignin. Meine Mesdames waren beide in den Fünfzigern, als ich zu ihnen stieß. Da hatten sie ihre Wanderlust inzwischen verloren. Eine Reise bedeutete für sie mittlerweile ein ereignisloses Hin und Her von einer Stätte des Komforts zu einer andern, eine Autofahrt durch die gedämpften Farben der französischen Landschaft. Die Seereise änderte alles. Schon Monate vorher begannen meine Mesdames mit den Vorbereitungen dafür. Sie bestellten neue Kleider, Handschuhe und Schuhe. Nichts davon war extravagant, aber alles verschwenderisch – mit Blumen und unterschiedlichen Vögeln bestickte Westen, hübsche Tweedkostüme mit braunem Samteinsatz und Samtknöpfen als Reisekleidung, für beide die gleichen Schuhe, mit Ausnahme der Absätze und der Größe. Das größere Paar bemühte sich nur geringfügig, seine Trägerin anzuheben. Beide waren schulmädchenhaft in ihrem Aufstieg, aber männlich in ihren Proportionen. Das kleinere Paar strebte nach größerer, aber kaum nach schwindelerregender Höhe. Sie dürfen nicht vergessen, daß meinen beiden Mesdames ihre Bequemlichkeit sehr am Herzen lag.

«Wir fahren mit dem Zug von Paris nach Le Havre, wo die SS Champlain liegen wird. Von dort an wird der Atlantik sechs oder sieben Tage lang unser Gastgeber sein, und dann wird New York City in Sicht treiben. Von New York geht es nach Norden, nach Massachusetts, dann nach Süden nach Maryland und Virginia, dann nach Westen nach Ohio, Michigan, Illinois, Texas und Kalifornien bis zur Pazifikküste und dann vielleicht wieder zurück.» Als meine Mesdames die geplante Reiseroute nachzeichneten, erhob sich der Name jeder Stadt – New York, Boston, Baltimore, Cleveland, Chicago, Houston, San Francisco – als heller Dur-Ton der Aufregung aus ihrer ansonsten atonalen Tieflage. Besonders bei der Erwähnung von Flugzeugen bebten ihre Stimmen. Sie wollten ihr Amerika unbedingt aus der Per-

spektive des zwanzigsten Jahrhunderts sehen, teilten sie den Photographen mit. Sich vorzustellen, daß ein Höhenflug nicht mehr nur eine Metapher war, sagten sie zueinander. Sie fragten sich, wie teuer es wohl wäre, wenn sie sich ein eigenes Flugzeug kauften, natürlich gebraucht. Schließlich waren meine Mesdames immer noch praktisch denkende Frauen.

Ich war ein wenig abergläubisch. Das Schicksal mußte ebenfalls diese Träumereien vom Reisen und Fliegen mit angehört haben, dachte ich. Wie auch nicht, wo doch der Brief noch im Laufe desselben Tages in der Rue de Fleurus eintraf? Es war ein richtiges Ereignis. Meine Mesdames überreichten mir den Umschlag auf einem kleinen Silbertablett. Es sei ihnen mit Verblüffung zu Bewußtsein gekommen, daß sie noch nie zuvor meinen vollen Namen geschrieben gesehen hätten, sagten sie. Was sie vermutlich noch mehr verblüfft hatte, war die Erkenntnis, daß ich während all der Jahre, die ich bei ihnen beschäftigt war, niemals einen Brief erhalten hatte. Dies war der erste. Ich brauchte den Umschlag nicht anzusehen, um Bescheid zu wissen. Der Brief war von meinem ältesten Bruder. Niemand sonst dort hätte gewußt, wo ich zu finden war, daß die Rue de Fleurus 27 mein Zuhause war. Bevor ich den Brief öffnete, schnüffelte ich daran. Er roch nach einer weit entfernten Stadt, stehend in Erwartung des Regens. Wenn meine Mesdames nicht im Zimmer gewesen wären, hätte ich ihn mit meiner Zunge geschmeckt. Ich war sicher, daß ich die vertraute Schärfe von Salz spüren würde, aber was ich wissen mußte, war, was für eine Art von Salz: Küche, Schweiß, Tränen oder das Meer. Ich wollte, daß sich mir dieses in Papier gehüllte Ding enthüllte, daß es mir, noch ehe die Wörter ans Licht kamen, sagte, warum mein Bruder fast fünf Jahre gebraucht hatte, um auf meinen ersten und einzigen Brief nach Hause zu antworten.

Ich hatte ihm gegen Ende des Jahres 1929 geschrieben. Ich saß allein in einem überfüllten Café und war betrunken. Jener

Dezember war ein schrecklicher Monat, um in Paris zu sein. Alle meine bevorzugten Etablissements waren entweder übermäßig voll oder erbarmungswürdig leer. Die Leute nippten entweder feierlich an großen Jahrgängen, oder sie schütteten irgendwelche Rauschmittel in sich hinein, egal, welche, ertränkten sich in Maßlosigkeit, hoben ein Glas, um ihre Hemmschwelle herabzusetzen, tranken Spirituosen, um ihre Stimmung zu heben. Es gab eine Fülle von Ausdrücken dafür, aber das Gespräch in jenem Dezember drehte sich überall um dasselbe: «Die Amerikaner fahren nach Hause.» Und was noch besser war, diejenigen, die hierblieben, taten nicht mehr so großspurig, waren nicht mehr so maßlos in ihrem Stolz. Man braucht Geld, so sagten alle, um so etwas am Leben zu erhalten. Es stimmte, die Amerikaner fuhren nach Hause, und je nachdem, wer man war, gab dies Anlaß zur Freude oder zur Trauer.

Die *monts-de-piété* der Stadt zum Beispiel machten bombige Geschäfte. «Berge der Barmherzigkeit», daß ich nicht lache! So französisch, so verlogen, einen solchen Haufen von poetischen Wörtern zu benutzen, um eine Pfandleihe zu bezeichnen, einen Ort, der mit allem angefüllt ist, was Wert hat, aber niemals mit Poesie. Ich hatte gehört, daß sich die Pfandhäuser in Paris vor gut gearbeiteten amerikanischen Anzügen nicht mehr retten konnten. Ende Oktober, als alles anfang, gab es Anzüge aus Seersucker, Anzüge aus feinem Baumwollstoff und aus Leinen. Um diese Jahreszeit wohl kaum ein Opfer, dachte ich. Für diese Art von Bekleidung war Paris bereits zu kalt. Ich habe es immer für das beste gehalten, meine leichten Anzüge zu versetzen, wenn das Wetter umschlug. Das sorgte für Schutz vor hungrigen Motten, und man sparte bei den Mottenkugeln. Mein eigener Hunger spielte ebenfalls eine nicht unerhebliche Rolle. Aber zu Beginn jenes Winters wurde es ganz klar. Die Amerikaner versetzten Cordsamthosen, dicke Wollsachen und flanellgefütterte Tweedanzüge. Winterkleidung konnte nur eines bedeu-

ten: Die Verzweiflung forderte mehr Platz im Schrank. Die Verzweiflung dehnte ihren Aufenthalt aus. Das Ende des Jahres 1929 brachte auch Frustration mit sich, die in sämtlichen Cafés und ihrem Umkreis laut wurde. Da ging es um wochenlang ausstehende Getränkerechnungen, um Hotelgäste, die, ohne zu bezahlen, abgehauen waren, oder um überfällige Mieten. Die Gelder von zu Hause hätten es nicht über den Atlantik geschafft, hatten die abreisenden Amerikaner behauptet. Die Gelder von zu Hause waren nie geschickt worden, oder, noch schlimmer, sie reichten nicht mehr, das wußte inzwischen jeder in Paris. Die Amerikaner – nicht bloß hier, sondern auch in Amerika – hatten ihre Vermögen verloren. Ein böser kleiner Wunsch war in Erfüllung gegangen. Die Pariser vermißten das Geld, das schon, aber niemand vermißte die Amerikaner. Obwohl ich hörte, daß anfänglich Sympathie geherrscht habe. Als die ersten Amerikaner eintrafen, waren die Pariser sogar recht nachsichtig ihnen gegenüber. Diese verlorenen Seelen waren schließlich aus einem Land geflohen, in dem ausgerechnet eine Flasche Wein Schmuggelware und ein Glas Champagner ein Vergehen war. Aber als klar wurde, daß die Amerikaner nicht vorhatten, wieder abzureisen, und nicht beabsichtigten, jemals wieder nüchtern zu werden, da wollten die Pariser ihre Stadt zurückhaben. Doch es war bereits zu spät. Das seltsame Verhaltensmuster der Amerikaner war klar erkennbar geworden. Sie kamen hierher, um ihren heimischen «Lastern» zu frönen. Zuerst waren sie in die Bordelle eingefallen, und dann waren die Cafés drangewesen. Das Huren und das Trinken konnten die Pariser absolut verstehen, aber die Heuchelei kam dann doch nicht so gut an.

«Aber schließlich gibt es noch die Russen, die Ungarn, die Spanier ... finanziell nicht annähernd so gut ausgestattet, aber in anderer Hinsicht ganz entzückend bestückt.» Das Gelächter, das auf diese Bemerkung folgte, sagte mir, daß man am Nachbartisch über mehr als nur Geld sprach. Wenn sie in ihren Cafés

zusammenkamen, redeten die Pariser nur selten lange über Geld. Das Thema war mit ein oder zwei Worten erschöpft. Sex dagegen war eine ganz andere Geschichte, schon eher ein Heldenepos. Meine Klatschgeschichten und eigentlich auch meine Nachrichten vom Zeitgeschehen hörte ich immer im Café. Natürlich brauchte ich eine Weile, um dahinterzukommen, aber je länger ich blieb, desto mehr verstand ich. Alkohol, das hatte ich gelernt, war ein beredter, wenn auch ein wenig ungenauer Dolmetscher. An jenem Dezemberabend hatte ich mein Vertrauen in ein Glas nach dem andern gesetzt, nicht weil ich unbedingt auf Alkohol aus war, sondern auf ein wenig Unterhaltung. Außerdem mußte ich an jenem Abend nirgendwo sonst sein. Also saß ich da und starrte die vom Zigarettenrauch nachgedunkelten Wände an, bis meine Brieftasche leer, meine Blase voll und ich sehr betrunken war. Schlimmer noch, der Alkohol hatte mich betrogen, hatte mir Versprechungen gemacht und sich dann geweigert, die Sache durchzuziehen. In der Vergangenheit hatten die kleinen Gläser die ungleichmäßigen Nähte zwischen den französischen Wörtern verschwimmen lassen, aber an jenem Abend vergrößerten sie sie und machten sie deutlicher erkennbar. Sie drohten aufzuplatzen. Sie drangsalierten mich mit höhnischen Fragen, wie ich dort sitzen und Lachen stehlen, Unterhaltungen mitgehen lassen könne, wo es doch jetzt allgemein bekannt sei, daß die Amerikaner nach Hause führen. An der Stelle übernahm unvermittelt Panik die Befragung: Würden meine neuen Mesdames sich ihnen anschließen? Oder betraf die Frage vielleicht nur das Wann?

Ich kann mich nicht erinnern, den Kellner um Papier und Bleistift gebeten zu haben, es mußte aber so gewesen sein, da ich so etwas nie bei mir trage. Die Cafés gaben sie damals umsonst aus. So französisch! Wasser zu verkaufen und solche Luxusgüter zu verschenken! Es war ein langweiliger Brief, vollgestopft mit Einzelheiten, die nur meinen ältesten Bruder

interessieren würden: meine Gesundheit, der Preis von Unterwäsche und Schuhen, der Preis einer Métro-Fahrkarte, mein Wochenlohn, die Speisenfolge meiner letzten Mahlzeit, die Fassade von Notre-Dame, von der der Regen abprallt, Paris unter einer dünnen Schneeschicht. Ich hatte vergessen, wie anders meine Sprache auf Papier aussieht, daß ihre Buchstaben so wenig Ähnlichkeit mit ihrem tatsächlichen Klang haben. Wörter, von denen ich die meisten seit Jahren nicht mehr ausgesprochen hatte, schenken sich mir reichlich. Redegewandtheit ist schließlich etwas Relatives. Auf jenem Bogen Papier, auf einer anderen Seite des Erdballs, bin ich redegewandt. Das Kratzen des Bleistifts, das Sichwinden des Papiers, das alles sollte bitte nicht aufhören, aber es war kein Platz mehr. Daher schrieb ich es auf den Rand: «Meine Mesdames kehren vielleicht nach Hause zurück. Ich will nicht wieder ganz von vorn beginnen, die Stellenangebote überfliegen, an Türen klopfen und allein fortgehen. Fürchte ich.» Ich hatte ein Komma zwischen «fortgehen» und «fürchte ich» setzen wollen. Nun hatte auf dem Papier ein Punkt statt eines Kommas einen unbestimmten Ausdruck des Bedauerns in ein deutliches Geständnis verwandelt. Mit einer schnellen Bewegung des Bleistifts hätte ich das bereinigen können, aber dann las ich den Satz noch einmal und dachte, so stimmt es ja auch.

Die erste Zeile im Brief meines Bruders erschreckte mich, und ich fragte mich, ob er ihn überhaupt selbst geschrieben hatte. «Es ist Zeit für Dich, nach Hause zu kommen, zurück nach Vietnam», erklärte er und rief damit auf atemberaubende Weise die Stimme des Alten Mannes in Erinnerung, zusammen mit seiner rückgratbrechenden Fähigkeit, zu unterdrücken und zu kontrollieren. Aber die darauf folgenden Zeilen machten klar, wer die Feder geführt hatte: «Du bist mein Bruder, und mehr ist nicht zu sagen. Ich verzeihe Dir nicht, denn Du brauchtest Dich nie bei mir zu entschuldigen. Ich denke oft an

Dich, besonders beim Neujahrsfest. Ich hoffe, ich sehe Dich beim nächsten hier zu Hause. Ein gutes Essen und ein roter Beutel erwarten Dich. Und ich ebenfalls.» Der Brief war vom 27. Januar 1934 datiert. Er hatte nur einen Monat bis zur Rue de Fleurus gebraucht. Warum mein Bruder erst so spät geschrieben hatte, sagte er nicht, außer daß zu Hause alles anders geworden sei. Er schrieb, es wäre besser für mich, alles persönlich zu hören. Was er meinte, war, daß Papier nicht stark genug sei, um das Gewicht dessen zu tragen, was er zu sagen hatte, aber daß er seine Stärke dennoch würde testen müssen.

An den Rand dieses Bogens Papier, auf der andern Seite des Globus, setzte mein Bruder seinen Namen. Und dann, als wäre es ihm nachträglich eingefallen, schrieb er dort, wo das Ende hätte sein sollen, noch die Worte «Gute Reise».

Ich faltete den Brief meines Bruders zusammen und bewahrte ihn in der Tasche meines einzigen und daher besten Kalt-Wetter-Anzugs auf. Beide trug ich an jenem Tag zur Gare du Nord. Der Anzug war säuberlich gebügelt, wenn auch ein wenig abgetragen. Der Brief war schlechter dran. Die Öle an meinen Fingerspitzen, die Wärme meines Körpers hatten seine physikalische Zusammensetzung verändert. Die Seiten waren vom wiederholten Anfassen und Immer-wieder-Lesen durchsichtig geworden. Die Tinte war zu einem Violett ausgebleichen. Er war nur noch schwer zu entziffern. Obwohl meine Erinnerung diesen Akt in Wahrheit bereits hatte überflüssig werden lassen.

Das erste Photo von der Reise war dort am Bahnhof gemacht worden. Es zeigt meine Mesdames, wie sie nebeneinandersitzen und geradeaus blicken. Sie warten auf den Zug nach Le Havre, plaudern mit den Photographen und schauen mit großen Augen in die Linse. Es ist der gleiche Gesichtsausdruck wie der, den sie beim Probieren neuer Schuhe zur Schau tragen. Sie stehen niemals gleich auf und gehen umher. Sie sitzen lieber da

und lassen ihre Zehen langsam erkunden, wo das Leder nachgibt und wo es fest umschließt. Bestimmt eine angenehme Übung für sie, da sie beide stets ein kleines, irgendwie pflichtvergessenes Lächeln an den Tag legen. Ich bin dort drüben auf der Bank, hinter ihnen, auf der linken Seite. Der mit dem gesenkten Kopf und den geschlossenen Augen. Ich schlafe nicht, ich denke nur nach, und dabei hilft mir manchmal die Dunkelheit. Ich bin ein Mann, der es nicht gewohnt ist zu wählen, und daher hatten mich die Monate bis zu diesem Tag an der Gare du Nord einer Qual ausgesetzt, die heftig und neu war, selbst auferlegt und selbst verlängert. Ich hatte vergessen, daß sich Besonnenheit so anfühlen kann.

Jetzt betrachte ich manchmal das Photo und frage mich, ob es vorher oder hinterher gemacht worden ist. Zu diesem Zeitpunkt reine Spekulation, ich weiß. Obwohl ich mich zu erinnern meine, daß ich in dem Augenblick, in dem ich meinen Entschluß gefaßt hatte, unwillkürlich aufschaute, als hätte jemand meinen Namen gerufen. Wenn das stimmt, dann muß das Photo kurz davor entstanden sein, während der Augenblicke, als mein Herz in einem harten, synkopierten Rhythmus schlug gleich dem der herannahenden Züge und alles, was ich in der Dunkelheit hören konnte, ein einfacher Refrain war:

Ich will nicht wieder ganz von vorn beginnen,
Die Stellenangebote überfliegen,
An Türen klopfen und
Alleine fortgehn.
Es stimmt, ich fürchte mich.

2**

KOCH GESUCHT

Zwei amerikanische Damen

wünschen einen Koch einzustellen.

Rue de Fleurus – melden Sie sich beim Concierge.

Zwei amerikanische Damen «wünschen»? Klingt eher wie eine Proklamation als wie ein Stellenangebot. Sicher, heutzutage würden zwei amerikanische Damen in Paris nur «wünschen», denn ihr Wunsch ist Befehl. Wollen, nun ja, wollen ist einfach nicht amerikanisch. Ich gratuliere mir zu dieser doch recht treffenden und pikanten Bemerkung. Wenn ich jetzt bloß noch wüßte, was «treffend» und «pikant» auf französisch heißt, dann könnte ich aufhören, mir selbst zu gratulieren und statt dessen eine Unterhaltung mit dem *beau garçon* drei Parkbänke weiter anfangen. Das Ironische an meinem Erwerb einer fremden Sprache liegt darin, daß ich zwar gerade genug billige, brauchbare Wörter zusammengetragen habe, um meine Wünsche zu schüren, aber nie, nie genug üppige, unbesonnene, um ihnen Nahrung zu geben. Es stimmt allerdings, daß es ein paar französische Wörter gibt, die ich schnell aufgeschnappt habe, so schnell, daß ich mich nicht erinnern kann, sie nicht gewußt zu haben. Als wäre ich mit ihnen im Mund geboren, als wären sie die Kerne einer sauren Frucht, die jemand anders gegessen und deren Überreste er mir dann rüde in den Mund gestopft hat.

«Rüde? Rüde? Ich werd' dir sagen, wer rüde ist. Das bist du, du ungehobelter, respektloser Lämmel, der von zu Hause abgehauen ist! Man hat dir beigebracht, wie man «*s'il vous plaît, merci,*

Monsieur, Madame» sagt, damit du im Haus des Generalgouverneurs arbeiten könntest. Dein ältester Bruder, der hat auch so angefangen. Mit zwölf war er der Junge, der hinter Madames *petit choucou* saubermachte, wenn der Köter in allen Ecken des Hauses sein Geschäft erledigte und mit seiner Scheiße und seinem Urin die Holzfußböden ruinierte. Jetzt ist dein Bruder dreißig und Souschef. Trägt eine frische weiße Schürze und kennt mehr französische Wörter als unser Lehrer hier. Bald wird er ...»

Ich habe in meinem Leben nur sehr wenig Wahres und Unveränderliches entdeckt. Eins ist, daß der Zorn des Alten Mannes keine Rücksicht auf die Geographie nimmt. Gebirge, Flüsse, Ozeane und Meere, alles, was sonst den Durchschnittsmenschen auf dem Stück Land, das er sein Zuhause nennt, festhalten würde, all das hat ihn nie davon abgehalten, mich automatisch anzusteuern, genau zu bestimmen, wo ich bin, und mich zu zwingen, ihm meine Ehrerbietung zu bezeugen. Während sein Körper tief in der Erde von Saigon liegt, verweilt sein Zorn bei einem «nichtsnutzigen Lämmel» auf einer Pariser Parkbank. Selbst hier findet er mich.

«Arbeitslos und allein», mutmaßt der Alte Mann – das Destillat meines Lebens in zwei traurigen, treffenden Worten.

Ich versuche, mich mit der üblichen Antwort zu schützen: Ach, du schon wieder? Ich dachte, ich wäre für dich gestorben, Alter Mann?

«Keiner meiner Söhne verläßt eine gute Anstellung beim Generalgouverneur, um Koch zu werden! Koch auf irgendeinem leckeren Schiff für Matrosen, die noch nicht einmal wissen, wie man <bitte> oder <danke> in ihrer eigenen Sprache sagt, von Französisch ganz zu schweigen. Alte Huren werden das, aber keiner meiner Söhne», hast du gesagt.

Manchmal kann ich deinem katholischen Gott nicht genug dafür danken, daß du, mein lieber und gewalttätiger «Vater», jetzt nur noch aus meinem unerschütterlichen Schuldgefühl

und meinen teleskopischen Erinnerungen an vor langer Zeit verübte Brutalitäten zusammengeschustert bist. Denn eine scharfe Antwort wie die meine, eine solche Herausforderung, hätte mir wenigstens eine Ohrfeige und einen Schlag in den Magen eingebracht. Aber jetzt wirst du, der du oben im Himmel bist, angesichts meines ruhigen, kühlen Lächelns verschwinden. Arbeitslos und Allein jedoch weigern sich hartnäckig, den Rückzug anzutreten, und fordern, daß ich mich ihrer annehme, noch ehe der September im Oktober aufgeht in diesem Jahr deines Herrn 1929.

«Zwei amerikanische Damen ...» Hmm. Amerikanerinnen. Ich hoffe, ihr Französisch ist nicht so miserabel wie meins. Was für einen tollen Haushalt wir abgeben würden, wenn wir mit Gesten und unbeholfenen Zeichnungen unser beider Gebrauch einer Sprache aus zweiter Hand ergänzen müßten. Obwohl – im Gegensatz zu dem, was der Alte Mann mich glauben machen wollte – das Vokabular der Knechtschaft nicht auf meiner Kenntnis fremdsprachiger Wörter beruht, sondern eher auf meiner Fähigkeit, sie zu schlucken. Natürlich nicht meine eigenen, sondern die von Monsieur und Madame. Das erste, was ich im Haus des Generalgouverneurs gelernt habe, war, daß Monsieur und Madame, wenn sie von ihrem irrwitzigen Mißfallen darüber verzehrt wurden, wie die Fußböden gebohnert, wie das Silber geputzt oder wie das poulet gedünstet worden war, das Dienstpersonal, und zwar alle fünfzehn Angestellten, auf französisch beschimpften. Nicht in ihrem Pidginfranzösisch im Verein mit atonalen vietnamesischen Brocken, das sie normalerweise uns gegenüber verwandten. Nein, dies war eine reine Form, die für Würdenträger und beschränkte indochinesische Dienstboten reserviert war. Man hatte den Eindruck, daß Monsieur und Madame absolut außerstande waren, ihrem feingeschmiedeten Zorn in einer anderen Sprache als der ihren Ausdruck zu verleihen. Natürlich senkten wir alle den Kopf und

taten reuig, so wie es uns der katholische Priester beigebracht hatte. Natürlich standen wir alle in seliger Unwissenheit da und bekamen nichts von den Nuancen, Wortspielen und Doppeldeutigkeiten jener Sprache mit, die so verzweifelt versuchte, uns anzugreifen. Natürlich, ein paar Wörter rutschten durch, aber im großen und ganzen waren wir alle ziemlich geübt im Ablehnen und Zurückweisen aller mit Ausnahme der nötigsten. Minh der Souschef, wie der Alte Mann ihn umgetauft hatte, hatte uns erzählt, daß die Franzosen nie müde werden, darüber zu diskutieren, warum eine bestimmte Klasse von Indochinesen einfach nicht imstande ist, die Schwierigkeiten, die Feinheiten und die beflügelte Eloquenz der französischen Sprache zu meistern. Inzwischen habe ich den Verdacht, daß dies ein Gesprächsthema für die herrschende Klasse überall auf der Welt ist. Sie sind so angetan von ihrem Unterschied, sprachlich und auch sonst, daß sie die instinktive Fähigkeit verloren haben, den Trotz jener zu bemerken, die ihnen dienen.

Minh der Souschef war früher einfach Anh Minh gewesen, mein ältester Bruder und der einzige Bruder, dessentwegen ich Sehnsucht nach zu Hause haben könnte. Niemand hätte an dieser Parkbank und dem Schatten dieser unglücklichen Kastanienbäume mehr Gefallen gefunden als er. Auch Minh glaubte felsenfest und leidenschaftlich daran, daß die französische Sprache uns retten, uns in den Kreis der Familie aufnehmen und mit Küssen auf beide Wangen belohnen würde. Und es war kein abstrakter Glaube. Er gründete sich auf die Küche im Haus des Generalgouverneurs. Minh beharrte darauf, daß Monsieur und Madame, sobald sie seine *omelette à la bouronnaise*, seine *coupe ambassadrice* oder seine *crème marquise* gekostet hätten, keinen französischen *chef de cuisine* mehr kommen zu lassen brauchten, um den alten Claude Chaboux zu ersetzen. Der Alte Mann verkündete wie ein Wahrsager, daß es im Haus des Generalgouverneurs bald den ersten vietnamesischen *chef de cuisine* geben würde.

Während also wir übrigen Hausangestellten dastanden und stumm das tänzerische Gewoge der Schmährede von Monsieur und Madame über uns ergehen ließen, stand Anh Minh allein und litt Qualen, abgekanzelt und verraten von all den französischen Wörtern, die er sich zu eigen gemacht und nahe seinem Herzen aufbewahrt hatte, verwundet. «Minh der Verwundete» nannte ich ihn von da an in meinen Gebeten.

Der alte Chaboux starb, und ein junger Jean Blériot traf aus Frankreich ein, um den begehrten Titel in Empfang zu nehmen. Jetzt würde nur noch höhere Gewalt, ein Malariaanfall oder ein auf Madame geworfener lüsterner Blick Chef Blériot, wie er genannt werden wollte, zur Abreise veranlassen. Am elften Mai 1923 begann seine Herrschaft. Auch Minh blieb in der Küche des Generalgouverneurs, um unter einem weiteren französischen Küchenchef zu dienen, ihn zu vertreten, als er anfang, nach Rum zu stinken, hinter ihm sauberzumachen, als er den Topfrand nicht mehr finden konnte und gehackte Schalotten und Ölspritzer den gefliesten Fußboden würzten.

Und ich, was sollte ich machen? Zwanzig Jahre alt und immer noch ein *garde-manger*, der Kartoffeln zu perfekten kleinen Kugeln meißeilt, aus Rübenstücken Schwäne schnitzt, deren gebogene Häuse so zart sind wie Blériots Finger, Finger, die ich gern gekostet hätte. Was sollte ich, mit Fähigkeiten und mit Wünschen ausgestattet, zu denen sich kein Mann bekennen würde, also tun?

«Zwei amerikanische Damen wünschen, einen Koch einzustellen – Rue de Fleurus.» Eine durchaus wohlhabende Gegend, und zwei amerikanische Damen müßten genug haben, um einen ordentlichen Lohn zu zahlen. Eine der Fähigkeiten – es ist eher eine Fertigkeit –, die ich seit meiner Ankunft in dieser Stadt erworben habe, ist ein Scharfblick für ihre Straßen. Ich weiß, wo sie liegen, wo sie diskret miteinander verschmelzen, wo sie

unerklärlicherweise beschließen, ihren namenlosen Anfang zu nehmen. Eine Fähigkeit, geboren eigentlich aus dem Mangel an anderen Fähigkeiten. Wenn die liederliche, die Seiten mit den Stellenanzeigen verstopfende Zurschaustellung von Straßennamen jedem meiner Tage die Marschroute vorgibt, wo mich der Gestank der Nichtverwendbaren begleitet, dann zwingt mich das, gierig und verehrungsvoll um die Gunst der Boulevards zu buhlen. Ich muß gestehen, daß mich meine intime Kenntnis der Stadt in wirklich verzweifelten Situationen gerettet hat. Paris ist eine Madame mit Herz.

«Nennen Sie eine Straße. Los, irgendeine. Ich sage Ihnen, wo sie ist. Linkes oder rechtes Seineufer, sogar die genaue Lage. Rue de Fleurus? Das ist eine kleine Seitenstraße des Boulevard de Raspail, in der Nähe des Jardin du Luxembourg.» Ich habe mir auf diese Weise Dutzende Gläser Marc verdient. Franzosen, vor allem, wenn sie betrunken sind, lieben die Herausforderung. Die Zuhörer, wenn es denn welche gibt, fordern mich oftmals auf zu wiederholen, was ich gesagt habe. Es scheint, daß mein Akzent es selbst für die Ohren von Arbeitern schwermacht, mein Französisch zu verstehen. Aber wenn ihnen erst einmal klar ist, daß ich zu ihrer Unterhaltung da bin, ist der Rest eine fesselnde Vorstellung. Zum Glück habe ich keine Ahnung, wie man «fesselnd» auf französisch sagt, denn sonst wäre ich gezwungen, anzugeben und die Überraschung zu verderben. Und sie sind immer überrascht. Und sie versuchen es immer noch einmal. Sie nennen die Straße, in der ihre Großtante Sylvie wohnt, in der ihr Schlachter seinen Laden hat, wo sie sich das letztemal verlaufen haben, und wenn sie ganz verzweifelt sind, nennen sie eine Straße auf einer der Inseln, die diese Stadt spalten. Aber da bin ich dann schon gegangen, denn allzuoft verwandelt sich ihre Überraschung in Ärger. «Wie bringt es dieser kleine Indochinese, der noch nicht mal richtig Französisch kann, der noch nicht mal mehr als einen einfachen Satz raus-

bringt, der noch nicht mal genug versteht, um sich über die Witze zu ärgern, die wir auf seine Kosten machen, wie bringt der es fertig, diese Stadt besser zu kennen als wir?» Jetzt brauche ich nur noch einen kleinen Affen in einem Anzug, der teurer ist als mein eigener, und ich könnte mich dem Heer der Zirkusmonstrositäten anschließen. «Treten Sie näher, treten Sie näher! Sehen Sie den Halb-Mann-halb-Frau-Schwertschlucker, die Dame mit Bart, und hier kommt der Kleine-Indochinese-der-diese-Stadt-besser-kennt-als-jeder-Pariser!» Aber das ist kaum eine Fähigkeit, mit der ich einen potentiellen Arbeitgeber beeindrucken könnte.

Ich bin jetzt seit über drei Jahren in dieser Stadt. Ich habe mit einer peinlich großen Anzahl von Haushalten Vorstellungsgespräche geführt und sogar für sie gearbeitet. Nach meiner Erfahrung fallen sie unter zwei Kategorien. Nein, genaugenommen sind es drei. In die erste gehören jene, die nach einem katzenhaften Blick in mein Gesicht auf der Stelle ablehnen, in der Regel nonverbal. Eine zugeknallte Tür stellt eine ungewöhnlich effektive Form der Kommunikation dar. Keine Diskussion, keine vorzulegenden Zeugnisse, kein «Wollen Sie etwa sonntags freihaben?» Diese, obwohl sofort unerfreulich, ziehe ich vor. Typ zwei sind die, die mich vielleicht zu guter Letzt anstellen oder auch nicht anstellen werden, aber nichtsdestoweniger darauf bestehen, mich mit Fragen auszuziehen, als nähmen sie eine alles andere als zartfühlende Musterung vor. Die Typ-Zweier benehmen sich, als wären sie von der französischen Regierung dazu autorisiert, herauszufinden und zu dokumentieren, wie genau es möglich ist, daß ich meinen Fuß auf ihr geheiligtes Land gesetzt habe, um dort zu leben.

«In Paris, drei Jahre», sage ich.

«Wo waren Sie vorher?»

«Marseille.»

«Und davor?»

«Schiff nach Marseille.»

«Schiff? Ja, natürlich. Wo ist das Schiff ausgelaufen?»

Und so gebe ich wie eine Kurtisane, die gezwungenermaßen den Tanz der sieben Schleier vorführt, widerwillig die Städte preis – eine nach der andern –, die ihren Namen in mich eingeschnitten und das vernarbte Fleisch hinterlassen haben, das den größten Teil dessen ausmacht, was ich bin.

«Hmmm ... Sie sagen, Sie sind seit drei Jahren in Paris? Das hieße also, wenn Sie mit zwanzig Indochina verlassen haben, dann wären Sie jetzt ...»

«Sechszwanzig, Madame.»

Drei Jahre, für die es keinen Nachweis gibt! konnte man sie beinahe denken hören. Die meisten Pariser können es ignorieren und mir sogar verzeihen, daß ich nicht so kultiviert bin, inmitten des Glockengeläuts ihrer Kathedralen geboren zu sein, vor allem, da ich statt dessen inmitten des Glockengeläuts der Nachbildungen ihrer Kathedralen geboren bin, die in einer weit entfernten Kolonie errichtet wurden, um sie an die Majestät und Frömmigkeit von zu Hause zu erinnern. Solange Monsieur und Madame wissen, daß ich mich in ihrer Stadt oder in einer ihrer Kolonien aufgehalten habe, können sie sich darauf verlassen, daß die République und die katholische Kirche ihr wachsames Auge auf mich gehabt haben. Aber wenn ich mich als ein Untertan offenbare, der vielleicht in die Irre gegangen ist, der vielleicht ein unkontrolliertes, ungezügelt, dokumentarisch nicht belegtes und unbußfertiges Leben geführt hat, dann werde ich ihnen verdächtig. Vorher war ich so wenig eine Bedrohung wie eine Nonne im Kloster. Jetzt aber starrt mich Madame an, um zu sehen, ob sie die abweichenden sexuellen Praktiken entdecken kann, die ich mir zweifellos angewöhnt habe und jetzt ganz bestimmt unter den Nasen der Notre-Dames der Stadt verbreite. Jetzt macht sich Madame Sorgen, ob ihre kleinen Mädchen in meiner Gegenwart sicher sind.

Madame, Sie haben keinen Grund zur Besorgnis. Mich interessieren Ihre kleinen Mädchen nicht. Ihre Jungen ... nun, das ist deren Entscheidung. Wenn sie meine Gedanken hören könnte!

Ich habe keine großen Chancen bei diesem zweiten Typ, ich weiß. Aber zu meiner Schande unterwerfe ich mich wieder und wieder dieser Prozedur. Alle diese Fragen, so betrüge ich mich jedesmal selbst, müssen doch bedeuten, daß ich eine Chance habe. Und so bleibe ich und serviere mich schließlich wie ein dürres gebratenes Schwein, nur um zu hören: «Danke, aber nein, danke.»

Danke? Danke? Madame, Sie sollten applaudieren! Mir stehend Ovationen zu bereiten wäre nicht unangebracht, denke ich jedesmal. Ich habe Ihnen gerade eine Geschichte erzählt, vollgepackt mit exotischen Schauplätzen, Seereisen, Familiengeheimnissen und unchristlichen Lastern. Danke dürfte nicht reichen.

Mein selbstgerechter Zorn lodert, bis ich gezwungen bin einzuräumen, daß ich ihnen in Wirklichkeit nichts erzählt habe. Diese Sprache, in die ich eintauche wie in ein trockenes Tintenfaß, hat mich im Stich gelassen. Sie hat mich mit schwachen Flügeln auffliegen lassen und zugesehen, wie ich ins Schweigen herabstürze. Ich bin außerstande, irgend etwas zu erzählen, kann ihnen nur Städte aufzählen, von denen sie einige besucht haben, während andere bloß ein Punkt auf einem Globus sind, Orte, die sie nur mit den Fingerspitzen, aber niemals mit den Sohlen ihrer Füße berühren werden. Ich bin gezwungen zuzugeben, daß ich für sie nur eine Reihe von Reisezielen bin ohne Räume dazwischen, die etwas bedeuten.

Danke, aber nein, danke.

Den dritten Typ nenne ich die Sammler. Bei ihnen kann man immer mit mehreren Wochen und manchmal sogar mit mehreren Monaten Arbeit rechnen. Ihre Einstellungsgespräche führen

sie professionell, ja mechanisch. Bevor ich noch wie üblich meine «guten Omeletts» – wenn auch wenig wortgewandt – rühmen kann, bin ich eingestellt. Sechs Tage in der Woche sind Frühstück, Mittag- und Abendessen zu bereiten. Sonntags habe ich frei. Einige übertragen mir auf der Stelle das Einkaufen auf dem Markt. Andere bestehen darauf, mich während der ersten Tage zu begleiten, um sicherzugehen, daß ich den Unterschied zwischen einer *poularde* und einem *poulet* kenne. Ich enttäusche sie selten. Natürlich habe ich es nie geschafft, mir die Vielzahl der Wörter einzuprägen, die sich die Franzosen geradezu zwanghaft für dieses Tier ausgedacht haben, das der geschmorte, frikassierte, geröstete, gefüllte Mittelpunkt eines jeden französischen Heimes ist. Fette Hühner, junge Hühner, gerade geschlüpfte Hühner, alte zähe Hühner – alle haben ihren eigenen Namen verliehen bekommen, sozusagen ein Adelstitel in dieser Sprache, die es sich leisten kann, sich dem gegenüber, was auf dem Tisch liegt, so trunken und ausschweifend zu verhalten. «Ein Hühnchen» und «das Hühnchen nicht» sind die einzigen Worte, die ich brauche, um auf dem Geflügelmarkt zurechtzukommen. Durch Verneinung zu kommunizieren ist nicht die schnellste und ganz sicher nicht die geschätzteste Ausdrucksform, aber für diejenigen von uns, die nur wenige Wörter übrig haben, ist es der Zauberspruch, die Beschwörungsformel, die eine sonst unzugängliche Schatzkammer öffnet. Indem ich meine Worte handhabe wie ein rostiges Küchenmesser, kann ich fordern, zurückweisen und schließlich genau das Exemplar ausfindig machen, das den abendlichen Kochtopf zieren wird.

Ja, sicher, und für jede grobe, mißgebildete Wendung, für jedes unbeholfene, falsch gesetzte Wort zahle ich. Ein Mann mit einer geborgten, schlechtsitzenden Sprache wie ich kann sich nicht um die Aufmerksamkeit dieser Stadt bewerben. Ich kann nicht teilnehmen an dem lebhaften Streit zwischen ihr und ih-

ren Bewohnern, einem Streit unter Liebenden. Ich bin ein Mann, dessen Stimme ein rauhes Flüstern ist in einer Stadt, die ein Lied vorzieht. Ich trage, da ich nicht länger imstande bin, dem Klang meiner eigenen Stimme zu trauen, einen kleinen, gesprenkelten Spiegel bei mir, der mir mein Gesicht zeigt und meine Hände und der mir versichert, daß ich noch da bin. Mit jedem heimatlosen Tag werde ich mehr und mehr wie ein Tier und suche verzweifelt Unterschlupf in den Küchen derer, die mich aufnehmen wollen. Jede Küche ist eine Heimkehr, eine Atempause. Dort bin ich der Dorfälteste, der Weise, den man verehrt. Jede Küche ist eine vertraute Geschichte, die ich mit Safran, Kardamom, Lorbeer und Lavendel ausschmücken kann. In ihrer Hitze und ihrem Dampf erlaube ich mir zu glauben, daß es die schiere Geschwindigkeit meiner Hände ist, das tadellose Maß meiner Augen, die Feinheit meiner Zunge, die hier belohnt werden. Während dieser Erholungspausen bin ich nicht länger der Stumme, der an den Stufen der Stadt bettelt. Dreimal täglich inszeniere ich eine Mahlzeit, und sie sitzen mit schlaffen Mündern da, zum Schweigen gebracht. Ihre Zungen konzentrieren sich auf den Geschmack von Nahrungsmitteln, der so vertraut ist und bei dem dennoch der beschränkteste Esser mit jedem Bissen eine Note entdeckt, die ihn an etwas erinnert, das zu beschreiben er keine Worte hat. Am Ende sind sie überwältigt von einem Gefühl, das sie noch nie gehabt haben, von einer Sehnsucht nach Gegenden, in denen sie noch nie gewesen sind.

Ich verlasse diese Zufluchtsorte nicht freiwillig. Ich wäre es zufrieden, dort alt zu werden, den Herd meinen Geliebten, das Kupfergeschirr meine Kinder zu nennen. Aber Sammler werden von dem, was ich koche, niemals vollständig satt. Sie sind ausgehungert. Der Honig, nach dem sie gieren, verbirgt sich in meinen Wunden. Ihre Taktik ist jedoch raffiniert: eine Frage, eingeschmuggelt mit dem Geld für den wöchentlichen Essensetat, eine zweite, eingerollt in ein Kompliment für das Dessert

am Abend zuvor, drei andere, getarnt als neugierige Frage nach der Zubereitung der gestrigen Suppe. Schließlich unterscheidet sie nichts mehr von Typ zwei, nur noch der Kern ihrer Obsession. Sie sind nicht wirklich daran interessiert, wo ich gewesen bin oder was ich gesehen habe. Sie verlangen nach den Früchten des Exils, nach den bitteren Säften und den schweren Herzen. Sie sehnen sich danach, von der reinen Meersalztraurigkeit des Ausgestoßenen zu kosten, den sie ins Haus gebracht haben. Und ich bin nur einer in einer langen Reihe. Der Algerier, den eine Hungersnot zur Waise gemacht hat, der Marokkaner, geschändet von seinem Onkel, der Madagasse, den man aus seinem Dorf vertrieben hatte, weil seine verkümmerte linke Hand ein Zeichen für die Missetaten seiner Mutter war, all das sind verwundete Trophäen, die mir vorausgegangen sind.

Es ist nicht so, daß ich unwillig bin. Ich habe mich schon für weniger verkauft. Unter ihrer sanften Führung, ihren samtene Fragen kann selbst ich zur Genüge Mitleiderregendes und billige Souvenirtragödien absondern, um sie bei Kräften zu halten. Sie sind in ihrem Verlangen niemals unmäßig, eher das Gegenteil. Sie sind methodisch. Eine wohlüberlegte, maßvolle Dosis macht einen Teil des Reizes aus. Nein, es sind meine eigenen starrsinnigen Hände, die mich vertreiben. Es ist nur eine Frage der Zeit. Nach so vielen Wochen im Schein jenes weichen, stetigen Lichts vergesse ich allmählich die stacheldrahtbewehrten Regeln solcher Anstellungen. Ich vergesse, daß es Tage geben wird, wo ich es bin, der das Verlangen, die rohe, blutige Notwendigkeit verspürt, alle meine verwahrlosten, zerzausten Tage zu offenbaren. Und ich vergesse, daß ich wie ein Bittsteller am Tor des Tempels warten werde, weil sämtliche Zimmer im Hause düster und still sind. Wenn man mich aufgegeben hat, mir nicht mehr mit süßer Stimme Fragen stellt, dann vergesse ich, wie lange das Rippenstück schmoren muß, ob man Hühnchen besser in Wein oder Brühe dünstet, wo man die frische-

sten Forellen kauft. Ich denke nicht an die Prise Kreuzkümmel, den Hauch von Liebstockel, den Tropfen Limone. Und wenn ich in diesem Zustand bin, schreibe ich wie unter einem Zwang Seite um Seite meine Kündigungen.

«Ja, ja, sie suchen immer noch einen Koch», bestätigt der Concierge. «Sie müssen noch einmal wiederkommen, in etwa einer Stunde, wenn sie von ihrer Ausfahrt zurück sind. Klopfen Sie einfach da links an diese Tür. Die führt ins Studio. Wie, sagten Sie, war Ihr Name?»

«Binh», antwortete ich.

«Was?»

«Binh.»

«Biene? Biene, na, das ist ja leicht auszusprechen. Sie scheinen ein netter Bursche zu sein. Ich gebe Ihnen mal einen guten Rat – zucken Sie nicht mit der Wimper.»

«Was?»

«Zucken Sie nicht mit der Wimper», wiederholte der Concierge, wobei er seine Brauen und seine Stimme hob, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. «Verstehen Sie?»

«Nein.»

«Die beiden Amerikanerinnen sind ein bißchen, ähm, ungewöhnlich. Aber das werden Sie selbst sehen, sobald die Studiotür aufgeht.»

«Studio? Malerinnen?»

«Nein, nein, eine Schriftstellerin und eine, ähm, Freundin. Aber das ist nicht der Punkt. Sie sind nett, sehr nett.»

«Und?»

«Nichts Wichtiges, wirklich. Außer ... außer daß Sie sie mit ihrem vollen Namen anreden sollten. Gertrude Stein. Immer <GertrudeStein>. Denken Sie einfach, es wäre ein Wort.»

«Ist das alles? Und die andere?»

«Die heißt Alice B. Toklas. Sie zieht <Miß Toklas> vor.»

«Und?»

«Das wär's. Das ist alles.»

«Dann bin ich also in einer Stunde wieder hier. Auf Wiedersehen, Monsieur.»

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de